

werden unterschieden in parallele, antithetische und univokale Diskursorganisation; die exkludierenden Modi werden unterschieden in divergente und oppositionelle Diskursorganisation.“ So geht es weiter. Ich muss zugeben, dass es mir nicht leicht gefallen ist, den Faden zu behalten.

Ziel der therapeutischen Anwendung auf Paare ist für die Autorin die Verbesserung der Resilienz.

Den Begriff Resilienz führt von Sichart recht knapp ein, der deutlich weitere Rahmen heutiger Resilienzforschung bleibt unerwähnt.¹ Resilienz bezieht sich hier auf die Frage des Gelingens bzw. des Zusammenbleibens in Partnerschaften, dazu werden einige Konzeptionen und Ergebnisse der Ehe- und Paarforschung referiert, naheliegende Verbindungen zur Liebesforschung oder zum sexuellen Aspekt von Paarbeziehungen werden nicht entwickelt.

Die recht theoretischen Überlegungen sind von kurzen Transkripten von Paargesprächen durchsetzt, die den Praxisbezug herstellen und den Ansatz illustrieren sollen. Umfangreich geschieht das dann an einem Beispielfall, an dem das Vorgehen der dokumentarischen Methode Schritt für Schritt exerziert wird. Es folgen 3 Fallbeispiele, dann werden auch noch Fotografien als zusätzliches Medium eingeführt. Aus dem Material arbeitet die Autorin drei Resilienztypen heraus: Orientierung an einer Beziehungsordnung, Orientierung an Normalität und schließlich Orientierung an familiären Generationszusammenhängen.

Abschließend wird die Methode zur Ergänzung des (systemischen) „Werkzeugkastens“ bei der Beratung und Therapie von Paaren empfohlen und dabei die Erweiterung des Resilienzbegriffes von der Einzelperson auf die Dyade betont – auch das kein ganz neuer Gedanke.²

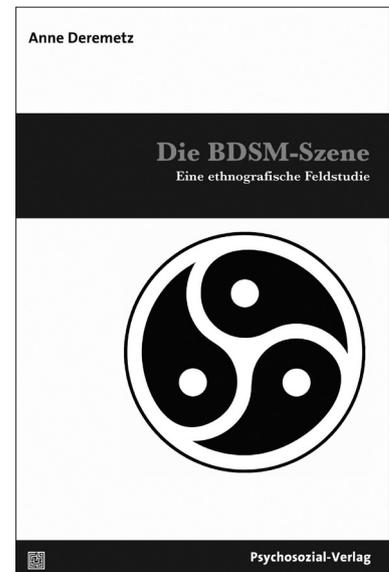
Der Streifzug durch soziologische und systemische Grundlagen kann intellektuelles Vergnügen bereiten, einige methodische Hinweise mögen das therapeutische Repertoire erweitern. Insgesamt erscheint mir der Ansatz aber doch recht speziell, theorielastig und für den therapeutischen Alltag nicht gar zu attraktiv. Dass systemische Therapie bezogen auf Intimbeziehungen und sexuelle Probleme auch anders geht, zeigt der neueste „Psychotherapeutische Dialog“ von Ulrich Clement und Ann-Marlene Henning.³

Wolfgang Weig (Osnabrück)

¹ Greve, W., Leipold, B., Meyer, T., 2009. Resilienz als Entwicklungsergebnis: die Förderung der individuellen Adaptivität. In: Linden, M., Weig, W. (Hg.), *Salutotherapie in Prävention und Rehabilitation*. Deutscher Ärzte-Verlag, Köln, 173–184.

² Lorenz, M., 2016. Dyadisches Coping: Bedeutung von Stress und dessen Bewältigung für Intimität und Sexualität. Masterarbeit Universität Osnabrück. Zit.n.: Weig, W., Bohnstädt, St., Giehl, A., Kramer, J., 2017. 28 Jahre sexualwissenschaftliche Forschung in Osnabrück: Sexualität in lang dauernden Paarbeziehungen – Der „Coolidge-Effekt“. *Sexuologie* 24 (1–2), 75–82.

³ Clement, U., Henning, A.-M., 2018. Wenn es um das Eine geht: das Thema Sexualität in der Therapie. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.



Deremetz, Anne, *Die BDSM-Szene. Eine ethnografische Feldstudie*, Buchreihe Angewandte Sexualwissenschaft, Psychosozial-Verlag, Gießen 2018, 236 S., kt., 24,90 €

Schon die ersten Zeilen machen neugierig. Darin schildert die Autorin ihren Aufenthalt auf einer Party. Doch wie sich schnell offenbart, hat diese Zusammenkunft einen besonderen Anlass; es geht nämlich um das von den Gästen geteilte Interesse an Inhalten, die unter das Label des *BDSM* fallen. Die Abkürzung steht für Bondage & Discipline, Dominance & Submission, Sadism & Masochism und umfasst sämtliche von Dominanz und Unterwerfung geprägte Formen des geschlechtlichen Begehrens. Nicht der gemeinsam erlebte Orgasmus ist das primäre Handlungsziel, sondern die Erzeugung einer erotisch besetzten Machthierarchie durch Kulissen, Requisiten, Praktiken und die Einnahme (meist) binärer Rollen. Entgegen dem landläufigen Klischee ist das Zufügen bzw. Ertragen von Schmerz für den hier relevanten ‚kontrollierten Kontrollverlust‘ weder notwendig noch hinreichend.

Wurden derartige Sexualinteressen noch vor wenigen Jahrzehnten durch Medizin und Psychiatrie als defizitäre und behandlungsbedürftige ‚Perversion‘ pathologisiert, zeichnet sich im Geiste der „neosexuellen Revolution“ (Volkmar Sigusch) spätestens seit Ende des 20. Jh. ein sukzessiver Wandel ab, der eine erhöhte gesellschaftliche Akzeptanz forciert. Was lange Zeit unter der Oberfläche der gesellschaftlichen Ordnung geschah, wird mittlerweile auch in Feldern wie der Kunst, der Mode und der Medien offen verhandelt. Dass *BDSM* nicht mehr lediglich verschämtes Privatheitselement, sondern durchaus diskursfähig geworden ist, wird nicht zuletzt an seiner allmählichen Institutionalisierung erkennbar: Seit den späten 1980er Jahren existiert eine selbstbewusste, mehr oder minder anschlussfähige und sich immer weiter ausdifferenzierende *BDSM*-Szene.

In diese schillernde Welt entführt Anne Deremetz, Wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-Graduiertenkolleg „Privatheit und Digitalisierung“, indem sie den Fokus auf die diskursive Hervorbringung und normative Grenzziehung von BDSM richtet.

Bevor das Forschungsfeld selbst vorgestellt wird, macht die Autorin mit der methodologischen Ausrichtung der Arbeit vertraut und bietet einige von der BDSM-Thematik losgelöste sozialkonstruktivistische bzw. diskurstheoretische Überlegungen. Es folgt eine kompakte Zusammenfassung des Forschungsstandes, der prominente Namen sowie klassische und neuere Studien bereit hält und überdies evident macht, dass sich der Bedeutungswandel des BDSM – von der Pathologisierung hin zur „Normalisierung“ (50) – nicht unabhängig vom ihn begleitenden akademischen Perspektivwechsel verstehen lässt. Gleichwohl darf konstatiert werden, dass insbesondere im deutschsprachigen Raum erstaunlich viele sexualwissenschaftliche Desiderate bestehen.

Die an die Auseinandersetzung mit dem Begriff der Szene (in Abgrenzung zur Subkultur) anknüpfende Frage, inwieweit BDSM ein unfreiwilliges und gleichsam unabwendbares ‚Schicksal‘ ist oder doch vielmehr einer selbstbestimmten Entscheidung entspringt, legt die Vielschichtigkeit dieses Phänomenbereiches offen: Was ist gemeint, wenn von BDSM die Rede ist? Neigungen und Fantasien? Praktiken und Artefakte? Oder sind es vielmehr die szenenhaften Vergemeinschaftungen, die sich über Neigungen, Fantasien, Praktiken, Artefakte usw. realisieren? Deremetz unterscheidet zwischen einer BDSM-spezifischen Sexualpräferenz, die man „sich nicht selbst aussucht“ (59) und dem autonomen Umgang mit dieser Neigung. Je nachdem, wie sich dieser Umgang gestaltet, können aus geheimen Fantasien offen ausgelebte Praktiken resultieren.

Doch wie genau vollzieht sich der Eintritt in die BDSM-Szene und was genau macht sie aus? Konkret gefragt: „Wie realisiert sich BDSM innerhalb der BDSM-Szene? [...] Welche Regeln und Normen werden innerhalb der BDSM-Szene aufgestellt? Welche No-Go-Praktiken und Tabus werden dabei genannt? Wie wird mit Tabus und unerwünschten Praktiken innerhalb der Szene umgegangen? Inwieweit ist die BDSM-Szene selbst geschaffenen sowie gesellschaftlichen Prozessen und Dynamiken unterworfen?“ (62)

Um Antworten auf diese und andere Fragen zu finden, begibt sich die Autorin auf ethnografische Spurensuche. Weil ihr Augenmerk auf organisierten Veranstaltungen liegt, in denen die Szene einen besonderen Ausdruck findet, leuchtet es ein, weshalb der Eventisierungsaspekt in den Vordergrund gerückt wird. Im Sinne einer als „berufliche Eingliederung“ (67) verstandenen teilnehmenden Beobachtung erkundet sie das Feld zunächst in der Rolle einer Treisenkraft. Hierin sieht sie u.a. den Vorteil, einerseits nah genug dran sein zu können, um zentrale Aktivitäten im Blick zu haben, andererseits bringt ihre Position hinter der Theke

die nötige Distanz, um das Feldgeschehen nicht durch ihre Beobachtungshandlung unmittelbar zu beeinflussen. Auf diese Weise gerät sie, so könnte man ergänzen, auch nicht in die Situation, ihre Präsenz gegenüber anderen Besuchern legitimieren zu müssen, weil diese ihr eine feldadäquate Rolle *ab initio* zuschreiben. Gerne hätte man bereits an dieser Stelle mehr darüber erfahren, wie der initiale Kontakt zu den Event-Verantwortlichen zustande gekommen ist, welche ihr eine derartige Partizipation unter wissenschaftlichen Vorzeichen immerhin erst ermöglicht haben.

Ausgehend von den Erkenntnissen ihrer Feldbeobachtungen führt die Autorin darüber hinaus problemzentrierte Experteninterviews mit den Veranstaltern von insgesamt fünf verschiedenen Typen von BDSM-Events, die sie hinsichtlich der ihnen immanenten organisationalen Strukturen und Angebote unterscheidet (Play-Party, Paare-Dinner, CFNM-Event, Spank-Party, LARP-Event).

Das Herzstück des Buches bilden ohne Frage die Feldbeschreibungen, bei denen die zuvor kategorisierten Eventformen anhand verschiedener Dimensionen durchdekliniert werden: typische Abläufe, topologische und normative Rahmungen, Kleidung, Interaktionsordnungen, Zielgruppen, Konfliktpotenziale, Geschlechterverhältnisse, sexuelle Orientierung und Lebensalter der Teilnehmer, Grad der Inklusivität usw. Entlang dieser Aspekte lässt sich ein jeweils eventspezifisches Verständnis von BDSM herausarbeiten.

Aufschlussreich ist dies insbesondere mit Blick auf Grenzziehungen: Wo fängt BDSM an, wo hört BDSM auf? Welche Praktiken gehören zur BDSM-Normalität und welche nicht? Bezugnehmend darauf spricht Deremetz an mehreren Stellen von „Meta-Devianz“ (77) und meint damit „die in der BDSM-Szene zusätzlich abweichenden Praktiken von den bereits als abweichend etikettierten BDSM-Praktiken generell – sozusagen „die Abweichung von der Abweichung“ (79). Ein „besonderes meta-deviantes Potenzial“ (196) beobachtet die Autorin in sogenannten „Ekel-Praktiken“ (ebd.), insbesondere aufgrund der damit einhergehenden gesundheitlichen Risiken.

Grenzziehungen und Tabuisierungen werden, dies ist der springende Punkt, also nicht lediglich ‚von außen‘ vorgenommen, sondern spielen gerade auch innerhalb der Szene eine wichtige Rolle – wobei sich die Frage nach der Bestimmung des Innen und Außen wie ein roter Faden durch die gesamte Lektüre zieht.

Angesprochen werden ferner der von der BDSM-Thematik wohl schwerlich trennbare Gewaltdiskurs (bezüglich der Abgrenzung ‚realer‘, d.h. nicht-konsensueller Gewalt von der durch Einvernehmen legitimierten Gewalt) sowie der Strukturwandel, den die Szene durch das Internet erfahren hat. Relevant ist der virtuelle Raum hier nicht nur als Wissensquelle, sondern auch für die primäre Kontaktaufnahme zur Szene im Allgemeinen und zu einzelnen Szene-Mitgliedern im Besonderen.

Die Eventberichte werden durch mitunter recht ausführliche Passagen aus den inhaltsanalytisch ausgewerteten Interviews veranschaulicht; auf eine tiefere und kritischere Analyse der Zitate (Stichwort: *impression management*) verzichtet die Autorin indes. Aufgrund der vorgenommenen Fallauswahl lernt der Leser die Eventtypen nahezu ausschließlich aus Sicht der Betreiber kennen, derweil die Perspektive der Besucher weitgehend ausgeblendet bleibt.

Im letzten Teil der Arbeit werden theoretische Überlegungen zu Gentrifizierung und sozialem Raum auf die gewonnenen empirischen Erkenntnisse übertragen. Deremetz versteht die von ihr untersuchten BDSM-Veranstaltungen als Räume, „in [denen] sich Menschen selbst verorten oder verortet werden können. Das Event dient somit als geschützter, begrenzter Möglichkeitsraum zwischen *noch-normalen* und *nicht-mehr-normalen* sozialen Praktiken.“ (208) Dass bestimmte Lesarten von BDSM längst im Alltagsdiskurs angekommen sind und man daher von einer gewissen Normalität ausgehen kann, zeigen nicht zuletzt solche populären Medienformate wie die kommerziell erfolgreiche Trilogie über *Fifty Shades of Grey*. Andererseits müsse der Autorin zufolge „zwischen Normalisierung der BDSM-Szene und der Normalisierung bestimmter Praktiken mit BDSM-Elementen differenziert werden. Die Normalisierung bestimmter BDSM-Praktiken führt nicht unweigerlich zu ihrer Verdrängung aus der BDSM-Szene.“ (216f)

Das Buch gibt einen informativen und dazu noch sozialtheoretisch gerahmten Überblick über die szenespezifische Eventkultur. Damit werden spannende Einsichten in einen außeralltäglichen, ungewöhnlichen und gemeinhin verborgenen Bereich der sozialen Wirklichkeit geboten. In einem eigenen Abschnitt wird das zentrale Vokabular aus dem BDSM-Jargon erörtert, wodurch sich die Lektüre auch für solche Leser eignet, die diesbezüglich noch über wenige Kenntnisse verfügen. Aufgrund der besonderen Charakteristik des Feldes ist ethnografisches Forschen dort alles andere als voraussetzungslos. Umso wichtiger erscheint es, die eigene methodische Herangehensweise vor dem Hintergrund des gewählten Forschungsinteresses und möglicher Fallstricke, Fehlerquellen, Probleme und Herausforderungen sorgsam zu bedenken.

Hierin besteht ein besonderes Verdienst der Autorin, der es gelingt, den von ihr durchlaufenen Forschungsprozess transparent zu machen. Getroffene Entscheidungen für die angewandten Methoden und die Abwägung ihrer Vor- und Nachteile werden somit nachvollziehbar. Leider ungenutzt gebliebenes Potenzial bietet die (subjektive) Rolle der Wissenschaftlerin im Feld. Gerade weil sie Geschlechtlichkeit zu ihrer wesentlichen Analysekategorie macht, hätte es sich beispielsweise angeboten, die eigene (schließlich nicht geschlechtslose) Forscherperson im Hinblick auf die Reaktion der (ebenfalls nicht geschlechtslosen) Feldakteure bzw.

auf die Interviewdynamik zu reflektieren. Das Bemühen der Autorin, theoretische Erklärungen mit empirischen Daten zusammenzubringen, ist ausgesprochen lobenswert, auch wenn diese Syntheseleistung erst auf den letzten Seiten zur vollen Entfaltung kommt.

Freilich ist die in dieser Studie beschriebene Szene nur ein kleiner Ausschnitt des schwer zu überblickenden BDSM-Kosmos. Wüsste man nicht, dass tatsächlich nur ein Bruchteil sadomasochistischer Interaktionen im Binnenraum organisierter Szeneevents stattfindet, so könnte bei der Lektüre dieses Buches leicht ein gegenteiliger Eindruck entstehen. Schon in forschungspraktischer Hinsicht liegt es natürlich nahe, dass mit (semi-)öffentlichen BDSM-Partys ein vergleichsweise leicht zugängliches Gebiet gewählt wurde. Andere sadomasochistische Räume und Ausdrucksformen bleiben damit außen vor, etwa das (einseitig bezahlte) Geschehen in professionellen und weniger professionellen Domina-Studios im prostitutiven Rahmen oder all jene noch schwieriger zu erforschenden BDSM-Begegnungen hinter den verschlossenen Türen des privaten Schlafzimmers – oder des liebevoll eingerichteten Folterkellers. Insofern ist der Autorin in jedem Fall recht zu geben: „BDSM ist nicht mehr gleich BDSM“ (215). Das Akronym hat sich erst vor wenigen Jahren durchgesetzt, um der Vielfalt dieses Phänomens besser gerecht zu werden. Es wäre wohl präziser, nicht im Singular von ‚der‘ BDSM-Szene zu sprechen, sondern die Pluralität *mehrerer* Szenen zu betonen. Schon die im Buch veranschaulichten Bemühungen um Distinktion mithilfe der Spezialisierung des jeweiligen Eventangebotes sprechen für die Notwendigkeit eines differenzierten Blicks.

Bedenkt man, dass es sich bei der vorliegenden Publikation originär um die Master-Arbeit der Autorin handelt, so bleibt am Ende festzuhalten, dass die Erwartungen an ein solches Qualifikationsformat sowohl in quantitativer als auch und gerade in qualitativer Hinsicht bei Weitem übertroffen wurden. Der Band besticht durch eine fleißige Recherche, die den wissenschaftlichen Anspruch ernst nimmt, sich auf der Höhe des gegenwärtigen Forschungsstandes bewegt, Desiderate aufspürt und durch eigenständige originelle Ideen zu besetzen versucht. Fazit: Ein gehaltvoller Beitrag zur bislang übersichtlichen soziologischen BDSM-Forschung.

Matthias Meitzler (Passau)